

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

25 (30.1.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 8

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 8.

Karlsruhe, Freitag den 30. Januar 1914.

34. Jahrgang.

Der Endzweck.

Der Zweck des Erdenlebens der Menschen ist der, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichten.

J. G. Fichte.

## Der heidenkaplan.

Kleinadtgeschichte von Ferdinand Mabliger.

Die Entwicklung des Ulrich Kaufcher nahm auf der Universität Formen an, die den biederen Steinachern ein mißbilligendes Kopfschütteln abzwangen. So oft er zu seinem Onkel, dem spätereichen Junggeheilen und Weinhändler Kaufcher, in die Ferien kam, schien er um ein's fiderer und weifroher zu sein.

Es gab Stimmen in Steinach, die diesen Frohsinn einer Ganzwaife unangemessen fanden. Man hätte es lieber gesehen, wenn der junge Student eine stille Wehmüt über sein Weien breitete und sich den Schmerz über den frühen Verlust der Eltern in jedem Wort ankennen ließ.

Das gebührte sich unjomehr, weil er sich auf den geistlichen Stand vorbereitete nach dem Wunsch seiner Mutter selig. Es war bekannt, daß die Sterbende nach dem Besuch des Geistlichen und Empfang der Sterbesakramente den Sohn kommen ließ und ihm jenes Versprechen abnahm.

Der Sohn war nicht wenig verdutzt über das Geheiß der Mutter, zumal sie ihm in gesunden Tagen die Berufswahl immer freigestellt hatte. Um ihr aber die letzte Stunde zu erleichtern, gab er ihrem Drängen nach und legte seine Hand in die ihre.

Und nun? Die frommen Weiber ließen die Tote sich täglich im Grab herumdrehen über den unheiligen Wandel des Sohnes. Der sammelte eine fröhliche Kumpanei früherer Schulgenossen um sich, junge Beamte und Kaufleute, und kneipte oft mehr als gut war im Nebenzimmer des „Köwen“ von dem süßigen Wartgräfer.

Gar oftmals drohten die forichen Kommerzlieder den ausgelassenen Jünglinge bis über die Polizeifurde hinaus in die nächste Stille der Nuttfelder Straße. Und wenn der Feuerwein gar zu unbändig in den Adern kreiste und die Jugendluft schäumend überfachte, verkleidete sich der Student als Pfarrer und hielt eine sogenannte Taufmette, ein in katholischen Studentenverbindungen beliebter Akt.

Er hielt dabei eine humoristische Predigt und ahmte den salbungsvollen Ton des Steinacher Pfarrherrn in so köstlicher Weise nach, daß die Bauern aus dem Wirtszimmer hereinbrängen und sich vor Lachen den Bauch hielten. Sie gestanden, daß der Student bemerkenswerte Fortschritte in der Liturgie gemacht und das Zeug zu einem Kaplan habe, der ihrem Pfarrer noch etwas zu raten angebe.

Die meisten dieser einfachen Leute wußten einen Scherz als Scherz zu nehmen und witterten in dem harmlosen Akt nicht gleich einen sträflichen Angriff auf ihren Glauben. Doch es gab auch welche, die geflüstertlich daran Anstoß nahmen und unter dem Vorwand des verletzten religiösen Gefühls die Kunde davon ins Pfarrhaus trugen.

Sogleich setzte sich der Pfarrherr hin und schrieb voll heiligen Bornes dem Studenten einen gesalzenen Brief. Er verbitte sich eine solche Verböhnung des hl. Meßkopfers, sowie jedes verächtlichmachende Kopieren seiner Person. Es sei schmerzhaft, solche Unziemlichkeiten von einem Jüngling vernehmen zu müssen, den man doch wohl als Studenten der Theologie betrachten dürfe. — Diesen Satz schloß er mit zwei großen Fragezeichen.

Der Student ärgerte sich über den zurechtweisenden Ton des Briefes nicht weniger, als über die darin liegende

Aufbauung und Seuchelei. Der Onkel lachte bloß über die unangebrachte Ernsthaftigkeit des Pfarrers. Er war jener Sorte von Geistlichen wenig gewogen, denen das heilige Salböl tropfenweise die Backen herunterrinnt und die mit unnahbarer Würde bis zum Hals gestopft sind. Insbesondere war er dem Steinacher „Pfo“, wie er ihn nannte, gar nicht grün seit jener seltsamen Sinnesänderung bei Ulrichs Mutter auf dem Sterbelager.

Man konnte die Frommen im Städtchen nicht schelten, wenn sie die Frage aufwarfen, ob der Umgang mit diesem leichtlebigen Onkel für den werdenden Theologen wohl der richtige wäre. Sie erkannten in der immer sichtbar werdenden Verweltlichung Ulrichs den unheilvollen Einfluß des lustigen Weinhändlers, der den Weisheit zu all seinem Schabernad womöglich noch ermunterte.

Daß die gutgemeinten Ermahnungen des geistlichen Girten auf ein unfruchtbares Erdreich gefallen waren, mußte dieser zu seinem Schmerz bald merken. Als der Student in den nächsten Ferien wiederkam, überrachte er die Steinacher durch etwas Neues. Er gründete aus den Resten seines Stammtisches eine Ortsgruppe des Wandervogels.

Nun sah jeder heilige Sonntagmorgen einen Schwarm lustiger Vögel zum Stadttor hinausziehen. Aus vollen Kehlen sangen sie das bekannte Marschlied mit dem Refrain: „Hollahü — hollaho“ und spielten dazu auf bunt behängerten Zupfgeigen. Und so zogen sie am Abend auch wieder herein, ohne eine Spur von Ermüdung, immer den Kopf hoch, immer im Tritt und immer mit ihrem Hollahü — hollaho.

Das war wieder einmal etwas, worüber die Kleinbürger die Mäuler aufsperrten mußten. Konnten sie gegen das Ausflügeln der jungen Leute nichts einwenden, so fand ihre Spottlust den geluchten Anhaltspunkt an der Ausrüstung der Wandervögel, an den Rucksäcken, den Gitarren und den zahlreichen Kochgeräten aus Aluminium. Am wunderlichsten dünkte ihnen die Sportkleidung mit englischen Breches, Wadenstrümpfen, Widelgamaschen.

War denn diese Aufmachung nötig? Wenn die Steinacher Ausflüge machten, zogen sie einen älteren Anzug an, kramelten die Hosen um und trugen als einziges Sportabzeichen ein grünes Kobenhütchen. So war es herkömmlich und der alte Brauch tats vollauf.

Die feindselige Stimmung gegen den neuen Zug in Steinachs Leben gewann erst an Boden, als man dahinterkam, daß die Wandervögel den Sonntag nicht heiligten. Auf die Frage, wo sie den Gottesdienst besuchten, erwiderten die Herren lech: „Im Naturdom“. Man erkannte wohl Kaufchers Schöpfung in solchen Redensarten, und im Pfarrhaus sah einer, der ärgerte sich grün und blau und sann hin und her, wie er dem dreisten Wesen einen Niegel vorzchieben könne.

Durch dieses Treiben geriet der Student wieder stark in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit. Alle Gerechten glaubten, Erziehertelle an dem Waisenknaben vertreten zu sollen, alle wollten sich seiner Jugend annehmen und ihn mit Rat und Ermahnungen auf die rechte Bahn leiten. Und wie dankte er ihnen?

Statt frömmere zu werden, fand Ulrich Kaufcher immer größeres Behagen an Vergahren und Zechgelagen, und wenn es dabei auch nicht mehr zu Biermessen kam, so ging es doch stets hoch her. Das war aber noch gar nichts im Vergleich damit, was die Frau Wellenreuter, die Haushälterin des Onkels, von dem Studenten zu erzählen wußte.

Ränge hatte sie es verschwiegen, für eine Frau sogar sehr lange. Aber endlich konnte sie nicht mehr bei sich behalten, welche Wahrnehmungen sie über den jungen Studenten gemacht hatte. Einmal mußte es ja an den Tag kommen, und vielleicht war die Monatsfrau vom Himmel

terin des Parteivorstandes war Genossin Luise Zick anwesend. Ende Dezember 1913 waren im Agitationsbezirk 4210 weibliche Wahlvereinsmitglieder vorhanden (davon in Hannover-Linden 2889). Wie Genosse Reinert in seinem Bericht ausführte, ist die Werbetätigkeit unter den Frauen sehr lebhaft gewesen; nicht weniger als 51 Versammlungen seien im vergangenen Jahre veranstaltet worden. Der Frauentag am 8. März biete Gelegenheit zu einer weiteren umfassenden Agitation unter den Frauen, und diese Gelegenheit müsse ausgenutzt werden. — Genossin Luise Zick gab darauf in ihrem Referat über die Frage: „Wie gewinnen und schulen wir die Frauen für das öffentliche Leben?“ eine Fülle von bemerkenswerten Winken und Anregungen, wie die Agitation unter den Frauen am wirksamsten betrieben werden kann. In der anschließenden lebhaften Diskussion wurde u. a. betont, die Frauenbewegung habe verhältnismäßig gute Fortschritte gemacht; in die „Gleichheit“ gehörte auch ein guter Roman. Genosse Reinert wünschte auch, daß die Polemiken und kritischen Auseinandersetzungen über die Taktik der Partei aus der „Gleichheit“, die doch hauptsächlich der Aufklärung und Belehrung dienen sollte, fortbleiben, welchen Wunsch Genossin Zick unterstützte. Ein Antrag, der den Provinzialvorstand auffordert, für eine einfachere und verständlichere Schreibweise in der „Gleichheit“ einzutreten, wurde dem Provinzialvorstand überwiesen, ebenso ein Antrag, daß bei allen größeren Aktionen der Partei ein besonderes Flugblatt, das sich an die Frauen wendet, herauszugeben sei. — Genossin Zick gab dann noch in einem instruktiven Vortrag Wink und Ratsschläge für die Arbeiten einer Kindererziehungskommission, die demnächst in Hannover-Linden in Tätigkeit treten soll.

Am Montag abend sprach in Hannover in einer starkbesuchten öffentlichen Frauenversammlung die Genossin Zick über das Thema: „Die Frauen im Kampfe gegen Ausbeutung und Rechtlosigkeit“. Die Versammlung hatte einen außerordentlich guten Erfolg, ebenso die Frauenversammlung am Samstag in Hildesheim, in der Genossin Zick ebenfalls referierte.

## Frauenkonferenz für den Bezirk Leipzig.

Am Sonntag den 18. Januar tagte im Leipziger Volkshaufe eine vom dortigen Bezirksvorstand einberufene Frauenkonferenz unter der Leitung des Bezirksvorsitzenden Genossen Lipinski. Erschienen waren circa 200 weibliche Funktionäre aus den vier in Frage kommenden Wahlkreisen. Außerdem waren der Bezirksvorstand, drei Sekretäre und mehrere Kreisvorsitzende anwesend. Vom Parteivorstand war die Genossin Luise Zick erschienen.

Zum ersten Punkt der Tagesordnung: „Wie gewinnen und schulen wir die Arbeiterinnen und Hausfrauen für die politische Tätigkeit?“ hatte Genossin Zick das Referat übernommen, das für die Agitation, die Organisation, die Schulung und die Mitarbeit der Genossinnen eine Fülle praktischer Wink und Anleitungen gab. — Die lebhafteste Diskussion, die sich an das Referat knüpfte, legte Zeugnis ab von dem regen Interesse der Genossinnen und von dem hohen geistigen Niveau unserer dortigen Frauenbewegung. Eine spezialisierte Agitation unter den Arbeiterinnen vorzunehmen, ist in Aussicht gestellt, ebenso, in noch erhöhtem Maße als bisher die allgemeinen Agitations- und Schulungsarbeiten unter den Frauen weiter zu fördern.

Genosse Lipinski referierte über den zweiten Punkt: „Frauentag und rote Woche“. Er teilte detailliert alle Maßnahmen mit, die vom Bezirksvorstand in Aussicht genommen sind, um den Frauentag zu einer imposanten Demonstration für das volle Bürgerrecht der Frau und die rote Woche zu einer glänzenden Werbetaktik für Organisation und Presse zu gestalten, wobei in besonders hervorragender Weise die Mitarbeit der Frauen nutzbar gemacht werden soll. Nach einigen warmherzigen und anfeuernden Schlussworten des Vorsitzenden ward die imposante Konferenz, die begeistert den Sozialistenmarsch anstimmte, geschlossen.

## Kleine Nachrichten.

Die Konservativen und das Frauenwahlrecht. Die „Konservative Korrespondenz“ beschäftigt sich wieder einmal mit der Frage des Frauenwahlrechtes; sie muß zugestehen, daß „im Hinblick auf die von Grund auf veränderten Erwerbsverhältnisse der Neuzeit den gesunden Trieben in der Frauenbewegung ein weiterer Spielraum gegönnt werden muß“. Aber die „unsympathischen Erscheinungen der Emanzipierten“ fallen den zarbeitsamen Punkten auf die Herzen. Und doch — wer weiß, was noch kommen mag. Frühe Ahnungen lassen auf dem konservativen Blatt: „Ob eine Zeit für die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer

aktiven Beteiligung der Frauen an bestimmten Wahlen, z. B. in den Gemeinden und Kirchen, kommen wird, mag dahingestellt bleiben, den rein politischen Wahlen werden die Frauen fernbleiben müssen — in unserem und ihrem Interesse.“

Auch das politische Wahlrecht der Frauen wird kommen und die Konservativen werden es nicht hindern können.

Krankenkost. Fleischlose Küche. Speisezettel für alle Jahreszeiten. Diätische Präparate. Von E. Friede Beck. Preis 90 Pfg. (Porto 10 Pfg.) Verlag G. Abigt, Wiesbaden.

Für jede Hausfrau ist es in Krankheitsfällen wichtig, die Krankenkost oder vegetarische Küche zu kennen oder für Krankenfranke usw. geeignete Speisezettel aufzustellen, wie man sie in den Kochbüchern in der Regel nicht findet. Der „Speisezettel“ bildet für den Privat Haushalt, Sanatorien und Pensionate usw. in sachgemäher Zusammenstellung eine kleine Handbuch für die diätetische Küche, das überall als Ergänzung der allgemeinen Küchenhandbücher wertvoll ist. Der geringe Preis gestattet Jedermann die Anschaffung und da man in neuerer Zeit vielfach den Fleischgenuss einschränkt — es geht auch so recht gut — so werden abwechslungsreiche Küchenzettel ohne Fleischgerichte recht willkommen sein, wo man im Haushalte sparen will und muß!

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können vor der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Die neueste Nummer des „Wahren Jacob“, die 3. des 31. Jahrgangs, ist soeben 12 Seiten stark erschienen und in hervorragendem Maße der Zaberner Affäre gewidmet. Aus den hierauf bezüglichen Beiträgen werden wir die folgenden hervor: In mein Kriegsvolk! — Kriegsgerichtssitzung. Von Justinian. — Kamerad Schab (Erfasser Volkslied). Von Phil. — Zeitgemäße Ergänzung der Offiziersuniform. — Neue Schredensnachrichten aus Zabern. — Der Traum des Kollegepräsidenten. — Die enttäuschten Militäristen. Von Arminius. — Ein Gespenst im Berliner Generalstabsgebäude.

Aus dem sonstigen Inhalt der Nummer erwähnen wir noch: Nohlenbahnhof. — Das glückliche Land. Von Ernst Freygang. — Wurst und Leben. Von P. Wiedel. — Hamburger Brief. Von Claus Swartmuul. — Die preussische Wahlschicksalbildung. — Lieber Jacob! Von Gottlieb Nauck. — Ein Seufzer der Erleichterung. — Der Terror. — U. u. u.

Der Preis der 12 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. G. W. Dieck Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Holzporeuren zu beziehen.

Die Lesé, Wochenschrift für das deutsche Volk, herausgegeben von Theodor Ebel im Leseverlag, Stuttgart, legt uns ihr viertes diesjähriges Wochenheft vor. Es enthält, wie man es bei dieser vortrefflich geleiteten Zeitung nachgerade gewöhnt ist, eine Menge hochwichtiger, fesselnder Beiträge. Besonders erwähnen wir die Artikel von S. G. Kallenberg über den Minister Johannes Brauns, der hübsche Romanauschnitt Nanny Kambrechts „Wie der Pastor von Nohren das Kapländchen auftritt“, den Brief „Eginhards an Emma“ aus Strindsbergs historischen Miniaturen und schließlich noch der große Roman des Franzosen Gustave Flaubert „Salambo“. — Da die Lesé nur amerikanische und geeigneten Lesestoff bringt und die Lesé „Unterhaltungsliteratur“ sorgsam meidet, ist es nicht verwunderlich, daß ihre Leserschaft von Nummer zu Nummer steigt. Probenummern der Lesé gibt jede Buchhandlung ab. Wo keine am Platze, wendet man sich an den Verlag der Lesé, Stuttgart, Ludwigstraße 24, der auch bereitwillig jede weitere Auskunft erteilt.

Le Traducteur, The Translator, Al Traduttore, drei Halbmonatschriften zum Studium der französischen, englischen, und deutschen Sprache. Diese Lehrschriften, deren erste soeben den 22. Jahrgang antritt, machen sich zwar zur Aufgabe, das Studium der fremden Sprachen, wenn Vorkenntnisse schon vorhanden sind, auf interessante und unterhaltende Weise weiterzuführen. Die dem Text nebenan gestellte genaue Uebersetzung führt dem Leser in beiden Sprachen den richtig gewählten Ausdruck vor, wodurch der Wortschatz vermehrt und die Genauigkeit in der Wiedergabe des Sinnes erlernt werden kann. Jede Nummer enthält neben einer durchlaufenden größeren Erzählung mannigfaltigen Lese- und Lehrstoff, Gespräche, kaufmännische Briefe, Uebersetzungsaufgaben, lehrreiche Besprechungen über französische Autoren und ihre Werke, sowie eine besondere Rubrik für Briefe, Postkarten- und Zeitungsausschnitt. Wer sich mit Sprachstudium befaßt, dem seien diese überall gut eingeführten und bekannten Zeitschriften auf das Warmste empfohlen. Probenummern für Französisch, Englisch oder Italienisch kostenlos durch den Verlaas des Traducteur in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

als Werkzeug ausersehen, das Schreckliche unter die Leute zu bringen.

Die Nachbarin und Gebatterinnen horchten nicht schlecht auf bei dem, was ihnen die Wellenreuterin ins Ohr flüsterle. Der Student hatte aus der Stadt eine große Anzahl schändlicher Gipsfiguren mitgebracht und in seinem Zimmer zur Schau gestellt, trotzdem sie alle pudelnaakt waren.

So etwas habe man in Steinach noch nicht gesehen, verscherte die Witwe, lauter kleine schneeweiße Gestalten seien es, Männer und Frauen, und in allen möglichen Stellungen, die man nur ausdenken kann.

Da sei ein wild aussehender, robuster Mann, mit behaarter Brust und kolossalen Muskeln und mit einer Keule in der Hand. Dann eine Gruppe von drei Personen, ein Mann und zwei Knaben, von häßlichen Schlangen umwidelt und zu Tode gemartert. Die seien so entsetzlich anzuschauen, daß man beinahe Angst kriege. Ferner ein schlanker, schöner Jüngling, leicht einherstreichend und einen Bogen in der ausgestreckten Rechten tragend. Eine läppige Schönheit von weichen Formen, die ganz naakt auf einem gräßlich zähnelstehenden Tiger reize. Ein anderer Jüngling trage auf dem einen Arm ein Kind und halte mit dem anderen eine Weintraube empor. Dann sei noch eine Frauengestalt ohne Arme zu sehen, der das Gewand gerade über die Hüften herunterrutschen wolle, und wieder eine andere, bei der sei es schon soweit, sie stände splitternaakt da und halte mit einem letzten Rest von Scham die rechte Hand vor die Brust und die Linke — — — nein, es sei nicht zum Ausprechen.

Ja, und was hatten diese nackten Menschen zu bedeuten? Wen stellen sie vor? Man höre nur! Es waren Götzenbilder, alte heidnische Götter und Göttinnen, erklärte die Wellenreuterin so geschwätzig, daß ihr vor Eifer der Speichel in die Mundwinkel trat. Der alte Herr Kaufherr hatte es ihr selbst gesagt, hatte ihr die Namen der Göttinnen genannt und ganz teuflisch dazu gelacht.

Des öfteren schlich die tugendhafte Schaffnerin in Abwesenheit der beiden Mäner mit ihren gottesfürchtigen Nachbarinnen auf den Fußspitzen in das Zimmer, und die Weiber bestaunten mit lechzender Neugier die sündhafte Herrlichkeit, nicht ohne ein über das andere Mal entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Satten sie alle die Schändlichkeiten mit Miße betrachtet und alle Fingerglöcher betastet, dann zogen sie sich voll heiliger Empörung von dem Ort des Vergnügens zurück, dunkle Worte schimmernde Bedeutung fallen lassend.

So ging die Wittib überall mit der Verrücktheit und der verkappten Götzendienerei des Studenten kaufieren, Mitleid und Bedauernis einsammelnd, weil sie in einem solchen Haus dienen müßte, wo man vielleicht noch den rechten Glauben verlieren könne.

Von nun an hegten die Frommen in der Gemeinde die schlimmsten Befürchtungen über die Zukunft des Studenten. Wie kann einer Kaplan werden, der statt dem Heiland und der Mutter Gottes heidnische Götzen in sein Zimmer stellt! So einer wird ja ein Heidenkaplan!

Das Wort war geprägt, niemand weiß, von wem. Es entfiel ganz von selbst aus der empörten Volksseele und blieb dauernd an dem Studenten haften. Wenn seine brave Mutter sich so oft im Grabe drehte, wie es die Leute in dieser Zeit sagten, so mußte sie geradezu wie eine Spinne um ihre Achse surren.

Den Studenten kummerten die vorwurfsvollen Gesichter der Frauen gar wenig. Er verriet einen Grad von Unbühfertigkeit, der verblüffte, und schien es mit Fleiß darauf anzulegen, allem Anstand und aller hergebrachten Sitte Hohn zu sprechen. War da im Städtchen eine junge und hübsche Lehrerin, mit der man ihn eines Abends durch die ganze Stadt lustwandeln sah, vergnügt lachend und in fröhlichem Gespräch. An ihrer Haustür zog er höflich den Hut, reichte ihr die Hand und nahm mit einer artigen Verbeugung Abschied.

„Er hot's mit der Lehrerin; die kann's mit 'em,“ ging das Gerücht schon am nächsten Tage. Und das brachte die mühsam verhaltene Entrüstung auf den Siedepunkt.

„Nicht weit es für einen künftigen Pfarrer unbedenklich

war, den Mädchen nachzulaufen. Es gab Mütter heiratsfähiger Töchter, die von dem und jenem geistlichen Herrn Jugenderlebnisse wußten, die knapp an der Grenze des Erlaubten hingingen. Darum sind sie doch würdige, gesetzte Pfarrherren geworden.

Nein, etwas anderes erregte ihr Mißfallen. Wenn so ein Student wirklich auf das geistliche Gewand verzichtet und weltlich bleiben will, so soll er sich wenigstens aussprechen, daß man ihn unter die Zahl der als Schwieger-söhne in Betracht kommenden Jünglinge einreihen kann. Und dann ist es auch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß er ein ortsanfälliges Mädchen wählt, keine Fremde, keine Lehrerin, keine „Hergelaufene“.

Man war eine Zeitlang geneigt, Kaufherr's Weltlichkeit nachsichtiger zu beurteilen, wenn er sich entschloß, einem Steinacher Mädchen den Hof zu machen. Und erst, als dies nicht geschah,ehrte man zur ganzen Strenge der Auffassung zurück und wählte gleichzeitig ein gut Teil der öffentlichen Verachtung auf die „Braut“ des Heidenkaplans.

Dieses blutjunge Ding ließ sich offensichtlich von den Aufmerksamkeiten des Studenten ganz umgarnen. Er trug ihr Sträußchen zu, begleitete sie auf allen Ausgängen, holte sie an der Schule ab, lud sie mit ihren Kolleginnen beim Dinkel zum Kaffe. Ja, eines Nachmittags sah man sie beide auf blühblauen Fahrrädern die Hauptstraße hinunter gegen Kuitfeld radeln.

Das hatte den Steinachern gerade noch gefehlt! Ein Fräulein auf einem Fahrrad! Stand denn die Welt auf dem Kopf? War man denn in Paris oder sonst einem großstädtischen Vasterpfuhl, oder war man noch im alten, ehrsamem Steinach? Man stellte sich vor, ein Mädchen auf dem Zweirad, die Straße hinunterstrampelnd mit flatternden Röcken, die in günstigen Augenblicken ein Paar schlanker Beine mit durchbrochenen Seidenstrümpfen schamlos enthüllten!

Das hieß denn doch den Bogen der Langmut überspannen. Glücklicherweise ermannten sich nun auch die Gleichgültigeren und hielten es an der Zeit, das immer üppiger wuchernde Vergernis mit Stumpf und Stiel auszurotten. Im Gemeinderat stand der Seifenfabrik-Dorward auf, eine bekannte Kreatur des Pfarrers, und fragte an, ob das für die Kinder ein Vorbild der guten Sitten sein solle, wenn die Lehrerinnen am helllichten Tag auf dem Rad rumfahren dürften, und ob denn nun diese neue Mode auch nach Steinach verpflanzt werden solle.

Ein paar der eifrigsten Pfarrhofgängerinnen, meistens Mütter von ledigen Töchtern, wanderten von Haus zu Haus und sammelten Unterschriften zu einer Beschwerde an die Kreis Schulbehörde. Und da war nun der alte Kreis-schulrat Gotthold Leberecht Debacher gerade der richtige Mann, um entgleitete Anstands begriffe seiner Untergebenen einzurenken, daß es knatte. (Schluß folgt.)

## Ein neues Rechenverfahren.

Lesen, Schreiben und Rechnen ist das mindeste, was von einem Menschen verlangt wird, der sich zu den zivilisierten Völkern der Erde rechnet, und seine Volksschule ist so schlecht, daß sie diese Elementarkenntnisse nicht vermittelt. Man wird daher erkaunt sein zu hören, daß in diesen Wochen in Berlin, der geistigen Zentrale Europas, Tausende zivilisierte, ja sogar viele hochgebildete Leute zum Hörsaal der Treptow-Sternwarte pilgern, um sich dort zeigen zu lassen, wie man rechnen kann und wie man rechnen sollte. Ein Rechenmeister dozirt vor diesen Leuten dort so ungefähr das, was man auch schon den ABC-Schülern beibringen könnte und viele Zuhörer wandern begeistert nach Hause.

Die meisten Leser werden schon einen Rechenkünstler gesehen haben. Diese Leute pflegen erstaunliche Gedächtnisleistungen zu vollbringen. Sie können eine ganz vollgeschriebene Tafel Zahlen hersagen, wenn sie sie nur einige Zeit betrachten können, sie rechnen mit fabelhafter Schnelligkeit schwierige und lange Rechenaufgaben aus und dergleichen mehr. Dr. Ferrol macht das nicht. Er rechnet wohl mit fabelhafter Schnelligkeit jede auch noch so kompli-

zierte Aufgabe aus, aber nicht wie jene durch Pünktlein, sondern auf rationellem Wege und zeigt an einigen Stichproben, daß wir heutzutage außerordentlich umständlich rechnen, daß wir diese Kunst bei viel weniger Arbeit weit leichter, besser und schneller ausüben und erwerben könnten.

Es ist natürlich unmöglich, in dem Rahmen eines kurzen Zeitungsartikels die verschiedenen Rechenarten zu behandeln. Dazu möge man sich Dr. Ferrol's Lehrbuch ansehen. („Das Ferrol'sche neue Rechenverfahren“, Bonn, Preis 12,50 Mk.) Nur an einfachen Beispielen sei die Sache erläutert. Wir rechnen 21 mal 12, schreiben also die Zahlen untereinander und machen in der folgenden Weise die durch die Striche angedeuteten Rechnungen. Dann ergeben sich aus 3 1

$$\begin{array}{r} 12 \\ \times 21 \\ \hline 12 \\ 240 \\ \hline 252 \end{array}$$
 gleich 2 Einer, aus 3 1

$$\begin{array}{r} 12 \\ \times 23 \\ \hline 36 \\ 240 \\ \hline 276 \end{array}$$
 1 2 sodann  $2 \times 3 (=6)$  und dazu noch

$1 \times 1 (=1)$ , zusammen gleich 7 Zehner und schließlich aus 3 1

noch  $1 \times 3$  gleich 3 Hunderter. Das Ergebnis ist also 372.

Die beiden zu multiplizierenden Zahlen heißen die Faktoren, das Ergebnis das Produkt.

Geht man wie angegeben vor, so bietet sich gegen die alte Methode kein allgroßer Vorteil. Aber es ist leicht, sich noch weitere Erleichterungen zu schaffen. Fragt man nämlich, welche Ziffern für die Rechenarbeit die größten Schwierigkeiten bieten, so erkennt man ohne weiteres, daß das die Zehner sind. Nun gilt überall bei methodischer Arbeit der Grundsatz, daß man das Schwerste zuerst machen muß, wenn die Kraft, daß man das frisch ist. Beim gewöhnlichen Multiplizieren ist das nicht der Fall. Bei der „symmetrischen Multiplikation“, wie die hier auseinandergelegte Art zu multiplizieren heißt, läßt sich das aber unschwer bewerkstelligen. Man rechnet also zuerst  $2 \times 3 = 6$  und  $1 \times 1 = 1$ , zusammen 7. Das ist die Zehnerziffer des Produktes, also die mittlere. Nunmehr kann man das Produkt sogleich aus dem Kopf sagen, wenn man auf die Aufgabe blickt: 372, denn die Ausrechnung der Hunderter ( $1 \times 3$ ), die vorn herankommen, und der Einer ( $2 \times 1$ ), die hinten anzusetzen sind, ist so leicht, daß sie niemandem Schwierigkeiten machen. Um nunmehr die einfachste Art, ein Produkt auszurechnen, noch einmal vorzuführen, wählen wir ein anderes Beispiel:  $2 \times 3 = 6$  und  $2 \times 1 = 2$ , zusammen 8, also ist 6 8 2 das Ergebnis. Wenn man die Operation ein paarmal gemacht hat, liest man das Ergebnis sofort aus der Aufgabe ab, zum Beispiel:

$$\begin{array}{r} 61 \\ \times 31 \\ \hline 61 \\ 183 \\ \hline 1891 \end{array}$$
 oder 
$$\begin{array}{r} 41 \\ \times 51 \\ \hline 41 \\ 205 \\ \hline 2091 \end{array}$$
 usw.

Wer das kleine Einmaleins kann, der kann auf diese Weise so leicht und so bequem rechnen, daß er meist gar nicht versteht, wie es anders sein könnte, und daß er findet, daß die alte Methode recht umständlich und kompliziert gewesen ist. Wir verzichten hier aus Raumangel darauf einzugehen, wie die Rechnung auszuführen ist, wenn Ueberträge vorkommen, z. B. bei der Aufgabe  $67 \times 56$  usw., die Multiplikation, Division und Addition vielstelliger Zahlen usw.

Bei der Einführung des neuen Rechenverfahrens unter-scheidet Dr. Ferrol ausdrücklich zwischen kleinen Schülern und Erwachsenen. Die Erwachsenen rechnen natürlich nach der alten Methode; sie sind in den alten mühsamen und umständlichen Weg vollständig eingelebt. Bei Kindern ist die Voraussetzung zum Rechnen nichts weiter als die Kenntnis des Einmaleins. Kinder pflegen den neuen Rechenvorgang ohne weiteres derart in sich aufzunehmen, daß sie in wenigen Wochen oft nicht mehr wissen, was man eigentlich unter „Ausrechnen“ versteht. Es ist das Gleiche wie beim Lesen. Wer lesen kann, buchstabiert die einzelnen Wörter nicht, sondern erkennt sogleich das ganze Wortbild. Erwachsene aber fehlt zum Einüben in der Regel ebenso sehr die Zeit, wie auch die Spannkraft. Diesen empfiehlt Ferrol, vorläufig auf altem Wege weiter zu rechnen, die erhaltenen Ergebnisse aber sogleich auf

dem neuen Wege zu kontrollieren. Diese kleine Last muß natürlich jeder übernehmen, wenn er sich einmal in den Genuß der großen Vorteile des neuen Weges begibt. Er wird dieser zudem sehr bald überhoben, denn schon nach wenigen Tagen, ja oft schon nach einigen Stunden, zeigt sich die überraschende Erscheinung, daß die Kontrolle dem alten schriftlichen Rechnen voraussetzt, es zeigt sich, daß der Rechner unwillkürlich das Resultat schon vor sich, noch ehe er mit dem alten schriftlichen Rechnen beginnt. Die Ursache liegt einmal darin, daß hier das Ausrechnen nicht mehr aus einer streng einzuhaltenden Aufeinanderfolge abwechselnder Rechen- und Gedächtnisoperationen besteht, sondern in Wirklichkeit nur noch in der Bestimmung der Summe der beiden mittleren Produkte. Dabei ist es aber ganz gleichgültig, ob der Rechner z. B. in der Aufgabe

$$\begin{array}{r} 52 \\ \times 5 \\ \hline 260 \\ 260 \\ \hline 2600 \end{array}$$
 zuerst  $3 \times 5$  oder  $6 \times 2$  oder  $5 \times 3$  oder  $2 \times 4$

nimmt. In Wirklichkeit ist das Rechnen nach der neuen Methode viel einfacher als das Lesen. Denn beim Lesen muß man 24 Buchstaben wissen, hat aber in der Tat auch noch Tausende Sitten- und Wortbilder im Gedächtnis und benutzt sie, während zum Rechnen nur die 45 Ziffern des kleinen Einmaleins notwendig sind. Daraus erwächst aber jener Vorteil, der den eigentlichen Wert des Ferrol'schen Verfahrens darstellt. Bekanntlich schließt das alte Rechenverfahren die Möglichkeit aus, während des Rechnens an etwas anderes zu denken, auch nicht an den Inhalt oder den Gegenstand der Rechnung. Wenn einem beim Rechnen irgend eine Wertwürdigkeit auffällt, so ist man nicht imstande, sie während des Rechnens zu verfolgen. Man ist gezwungen, entweder das Ausrechnen zu unterbrechen, oder aber nachher darauf zurückzukommen. In beiden Fällen jedoch verschwindet die den Rechenvorgang begleitende Wertwürdigkeit in derselben Weise wie das Spiegelbild mit dem Spiegel. Die alte Rechenweise erfordert die volle Denkfähigkeit des Rechners, während das neue Verfahren die Zahlen, ihre Beziehungen usw. „fühlen“ läßt und der Rechner durch sie in ein intimes Verhältnis zu den Rechenoperationen tritt.

In wie hohem Maße Ferrol's Verfahren geeignet ist den Zahlen Sinn zu wecken, dafür ist ihr Autor das beste Beispiel. Ferrol erzählt, daß er in der Schule einst im Rechnen eine 5 gehabt habe und daß es — eine 6 damals noch nicht gegeben habe! Grund dafür ist, daß Mathematik und Rechnen nicht erlernt, sondern verstanden werden muß, und daß der wirkliche Einblick in diese Gebiete durch Ferrol's Verfahren vermittelt wird. Das viele Auswendiglernen bewirkt Ferrol, weil es das Gedächtnis schwächt und das Gedächtnis unbedingt schwächer wird, je länger es gebraucht wird. Was man verstanden hat, wird man immer wieder entwickeln können. So wird das Lesen vieler Dinge überflüssig, wenn man sie richtig verstanden hat; man weiß sie dann auch sowieso.

Ist schon die Wichtigkeit des neuen erleichternden Verfahrens für den Kaufmann, den Bankangestellten, den Ingenieur und Architekten wie für den Rechner nicht abzusehen, so werden mit besonderer Freude viele einsichtige Pädagogen diese Entlastung des Lernpensums der Kinder begrüßen. Alle Gebiete wachsen ja unaufhörlich an und es wäre bedauerlich, wenn der Mehrzahl der Menschen der Einblick in die neuen Errungenschaften deshalb verwehrt bliebe, weil es dem Einzelnen aus Zeitmangel und wegen ihrer Schwierigkeit nicht mehr möglich wäre, sie kennen zu lernen. Was nützte uns die ganze Kultur, wenn wir daran keinen inneren Anteil mehr nehmen könnten? Felix Binte.



Für unsere Frauen.

## Eine Frauenkonferenz des Agitationsbezirks Hannover

tagte am Sonntag im Gewerkschaftshause zu Hannover. Die Konferenz war von 25 Delegierten aus Hannover-Linden und 57 Delegierten aus 45 Orten der Provinz besucht. Als Vertreter